

# Eine Berliner Erinnerung

Autor(en): **Reinhart, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 23

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672444>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wo man durch Selbstbedienung Getränke aller Art bekommen konnte. Ich erzählte ihm von meinen Beobachtungen, meiner Phantasie, meinen Kombinationen und meiner Verfolgung. Brunner lachte ständig über alles, was ich sagte. Und dann erzählte er.

Schachspielen war seine einzige Leidenschaft. In diesem abgelegenen «Schachcafé» spielte er seit vielen Jahren. Manche seiner Partner waren Kaufleute, die nicht in dieser Stadt wohnten, sondern sich in ihr nur zeitweise geschäftlich aufhielten. Da dieser Aufenthalt stets mit Zeitknappheit verbunden war, mussten die Partien zu den verschiedensten Tageszeiten durchgeführt werden — und dies war der Grund, warum Brunner seinen Kiosk plötzlich schloss. Dies war «sein Geheimnis!»

«Aber Herr Brunner», rief ich erregt nach dieser Erklärung, «das ist ja gewiss sehr schön, das Schachspielen, schärft auch den Verstand, aber sehen Sie denn nicht ein, dass Sie sich durch Ihr Verhalten ruinieren? Schliesslich leben Sie ja nicht vom Schachspielen, da Sie nur ein Amateur sind, sondern vom Verkauf von Zigaretten und Zeitungen und da können Sie doch nicht willkürlich Ihren Laden öffnen und schliessen, nur um zu einer Schachpartie zurechtzukommen! Sie vertreiben sich damit viele Kunden. Oder schaffen Sie sich doch wenigstens eine Vertretung an, wenn Sie unbedingt spielen gehen müssen!»

Brunner schob mir ein Glas Rotwein zu, klopfte mir auf die Hand und sagte mit mildem Lächeln: «Gut, mein Freund, gut gemeint! Aber ich ruiniere mich schon seit vielen Jahren und fühle mich wohl dabei. Ich trachte nicht nach Reichtümern, mir genügt es, zu existieren. Ob ich etwas mehr oder weniger verkaufe, ob dieser oder jener Kunde nicht mehr wiederkommt, weil er einmal nicht bedient wurde — wissen Sie, junger Freund, es ist mir nicht wichtig! Die paar Jahre, die ich noch zu leben habe, möchte ich leben, wie ich will. Aber vielleicht befolge ich Ihren Rat und suche mir eine Vertretung!»

Eines Kioskbesitzers einzige Leidenschaft ist das Spiel der Könige. Es gibt viele andere und unheilvollere Leidenschaften; es gibt gemeingefährlich Besessene. Menschen aber, die nicht nach Reichtümer trachten, denen es genügt «zu existieren», sind selten; einer dieser seltenen Menschen ist der heiter alternde, immer höfliche Kioskbesitzer Brunner, der von mir aus seinen Laden öffnen und schliessen kann, wann es ihm passt, ohne dass er mich als Kunden verliert.

## E I N E B E R L I N E R E R I N N E R U N G

Ich steuerte schon dem Schwabenalter entgegen, als mir jemand, oder vielleicht ich selber, den Floh hinters Ohr setzte, ich könnte durch einen Aufenthalt in der Weltstadt die Kunst erlernen, meine enge Poetenbutik in einen Grossbetrieb umzuwandeln. Warum nicht? Also steckte ich meinen Schulmeisterbäkel für ein halbes Jahr in den Schrank, gab meine Frau und die Kinder in die Obhut der Grosseltern und fuhr an einem Oktobertag dem grossen Erlebnis entgegen.

Auf der langen Fahrt hatte ich Gelegenheit, mir alle Ratschläge der Freunde und Verwandten noch einmal ins Gedächtnis zu rufen. Da war auch einer, der lautete folgendermassen: «Aufpassen, mein Lieber! Die Grossstadt ist euch leichtgläubigen Poeten gefährlich. Die Weibsame! Ihr Lächeln ist nicht immer lauter Liebe!» Ich nahm mir vor, ja auf der Hut zu sein.

Es war ein netter Zufall, dass eben zu selber Zeit mein junger Vetter und ehemaliger Schüler Arthur in Berlin als Vertreter einer schweizerischen Weltfirma tätig war. Er hatte in vorsorglicher Weise vor meiner Ankunft für mich ein Zimmer ausgekundschaftet. Die Vermieterin, eine alleinlebende Witfrau, empfing mich mit besonderer Aufmerksamkeit; dass sie das Glück habe, einem Dichter aus der Schweiz das Zimmer anzubieten, sei ihr die grösste Ehre. Diese, für meine sonst gerühmte Bescheidenheit ungewohnte Begrüssung, bedeutete den Anfang des Misstrauens. Wie hatte man mir daheim gesagt: «Hüte dich vor allen süssen Worten!»

Wirklich, ihr Lächeln und ihre Blicke passten nicht recht zu dem roten Kopftuch, das sie hoch über der Stirn aufgebaut hatte. Und sie bot denn auch alles auf, mich von den Annehmlichkeiten des Zimmers zu überzeugen. Besonders das «Herrenbett» war der Gegenstand ihrer Lobpreisungen. Und der Herr Baron aus der Schweiz kam immer wieder mit seinem Namen als einstiger vornehm-

ster Mieter an die Reihe: Und jeden Morgen ging sein Mund über in den Erinnerungen an die Herrlichkeit der Nachtruhe in diesem Bette. Der Herr Baron aus der Schweiz. Was war das? Lauter Erfindung.

Als ich mit meinem Freunde allein in meinem Zimmer war, verhehlte ich ihm meine Vermutungen nicht, was zur Folge hatte, dass er mit einem Kopfschütteln mein Misstrauen verwarf: «Man darf nicht zu früh urteilen über einen Menschen, den man vor einer Stunde noch gar nicht gekannt hat!» Diese Belehrung eines einstigen Schülers bewirkte eher das Gegenteil von dem, was damit beabsichtigt war. Meine Vermutung schien mir Recht zu geben, als in einer Nacht die eine Seite meines Bettes im Innern zusammenbrach. Ich hatte in meiner Wolfsgrube für den Rest der Nacht Gelegenheit, das Gerüst meines Misstrauens weiter aufzubauen. «Jesses!» rief sie ausser Fassung am Morgen, als ich ihr meinen Unfall vorwies, «wer soll diesen Schaden wieder heilen?» Aber am Abend stand mein Bett in seiner frühern Würde an der Wand, und die Wirtin nannte, ohne mit der Wimper zu zucken, den Betrag, den der Tischler sollte gefordert haben: «Fünfundzwanzig Mark!» Ich bezahlte die Kosten und hatte einen neuen Grund zu meinem Verdacht. Mein Freund Arthur behauptete zwar, den Schaden hätte er selber gut machen können, ohne Kosten. Eine schlecht geleimte Leiste neu befestigen! Aber immerhin, die Kosten liess er gelten: Ein Tischler in der Stadt Berlin sei kein Landschreiner, und jeder Arbeiter sei seines Lohnes wert.

So ging die Sache weiter, und das Neue ereignete sich: Als ich eines Abends heimkam, fehlte mir meine letzte Hundertmarknote. Sie lag doch sonst wohlgeborgen in meiner Briefftasche, und ich sah sie noch im Geiste deutlich auf der Bettdecke liegen neben zwei Fünfmarkscheinen, da ich am Morgen Kassasturz gemacht hatte. Nun sollte niemand mehr kommen und sagen, es gehe mit rechten Dingen zu. Aber mein Freund Arthur hatte die Kühnheit, mir ins Gesicht zu behaupten, ich hätte die Note wohl verloren. Er warnte mich davor, bei der Mietfrau etwas von dem Verluste verlauten zu lassen. Dafür schlug er mir vor, gemeinsam auf die Suche zu gehen. Und wir gingen, wir traten bei «Aschinger», wo ich oft speiste, an die Kasse und fragten bescheiden, ob hier eine vermisse Hunderternote abgegeben worden sei. Und wir taten das Unglaubliche, wir bückten uns unter den Tisch, wo ich heute gesessen. Dasselbe geschah

im «Kempinskj». Immer derselbe Bescheid: «Nee! Wir haben ehrliche Gäste, die Gefundenes abgeben.» Mit hängenden Köpfen gingen wir selb-ander auf mein Zimmer: «Jetzt frage ich bei der Mietfrau!» Arthur beschwor mich zu schweigen; er sah eine fürchterliche Szene voraus, wenn ich einen Verdacht äusserte. Ich schwieg und brachte eine schlaflose Nacht zu.

Die Sache endete ganz einfach und ohne jede Sensation. Als ich am andern Tage, dem Tage, da die Vermieterein mein Zimmer aufräumte, auf dem Pult unter dem Briefbeschwerer meine Hunderternote fand. Hinter meinem Bette habe die Note gelegen. Sie schaute mich seltsam an, als ich ihr immer wieder die Hand drückte. Nach Weihnachten, wie ich aus den Ferien nach Berlin zurückkehrte, brachte ich der Witfrau eine seidene Bluse. Und sie behauptete, mit Tränen in den Augen, die Bluse sei noch schöner und feiner gefaltet als diejenige ihres weiland so verehrten Herrn Barons aus der Schweiz.

*E. F. Vollenweider*

## B E G E G N U N G M I T D E R A N G S T

Er roch die Angst.

Es war eine kriechende, würgende Angst. Sie schien ihm aufgelauert zu haben wie ein unsichtbarer Gegner, der sich im Zimmer verborgen hält. Er knipste die Taschenlampe aus und presste sich an die Wand, dicht neben die Türe. Sein Herz klopfte bis zum Halse hinauf. Horch! Wieder hörte er die Schritte. Lang, kurz. Der Mensch, der sich draussen vorwärtsbewegte, hinkte. Es musste der Hauswart sein, denn ausser dem Geräusch der Schritte vernahm man das Klirren eines Eimers, welchen der Hinkende in der Hand schlenkerte. Aber Hohmann hatte ihm nicht gesagt, dass der Hauswart hinke. Dabei schien es ihm plötzlich sehr wichtig. Unheimlich, diese Schritte. Als ob